

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK
IN VIER TEILEN

Erster Band

Erster und zweiter Teil

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

WAS PROKLAMIEREN UNSERE KALENDER?

Eine Frage an die akademische Welt wegen »ihrer« Zeit

Am Tage der Tag- und Nachtgleiche 1954 mußte der Verfasser plötzlich für einen Kollegen einspringen, der am Dartmouth College in Hannover, N. H., Shakespeare traktiert, und zwar in der sogenannten Tucker Fellowship, einem Kreis von etwa 30 Dozenten, die das Andenken an einen begeisternden Neugründer dieses College wachhalten. Für Europäer mag noch hinzugefügt werden, daß ein amerikanisches College die Funktion einer europäischen Hochschule umkehrt: In Europa sollte die Hochschule die Heimat ergänzen, in Amerika schafft das College Heimat; in einem unsteten Wanderleben bietet es Verwurzelung. Zeitlebens kehrt der Alumnus zu seinem College zurück als dem ruhenden Pol in der Flucht seiner Ortswechsel. Daher wird der Verlauf des akademischen Jahres in seiner Kontraststruktur gegen den Fabrikkalender von steigender Wichtigkeit für das Zeiterlebnis der übrigen Amerikaner. Es schien daher ebenso ehrlich wie zweckmäßig, die Einbettung der Ansprache in ihre konkrete Situation nicht anzutasten.

Meine Herren Kollegen,

Ist die Zeitenfülle von Natur oder wird sie proklamiert? Gibt es ein Kerygma der Tage? »Zeit-bessernde Tage« – dieser Ausdruck soll in der englischen Sprache nur ein einziges Mal vorkommen, in Shakespeares 82. Sonett. So die Gelehrten. Die Ungelehrten aber sagen, der Ausdruck widerspreche sich selbst. Wie kann die Zeit, die doch die Summe aller Tage ist, durch Tage, die besser sein wollen als die übrigen, verbessert werden? Das hieße doch, die Zeit ziehe sich am eigenen Schopfe empor? Das ist unmöglich. Zeit-bessernde Tage gibt es leider nicht.

Da ich heute für einen Shakespeare-Kenner einspringen soll, so will ich Shakespeares Verteidigung übernehmen. Shakespeares These ist, daß unsere Zeit seit Christi Geburt aus einer Mehrzahl sich überschneidender Zeitströme entspringen darf. Diese Mehrzahl von Zeiten, also ein Pluralismus, hebt unsere Zeitrechnung von allen älteren Zeitrechnungen, chinesischen, ägyptischen, griechischen, römischen, aber auch jüdischen Kalendern, ab. Die eine Art Zeit verbessert andere Zeitarten.

Diese neue Zeit in ihrer Fülle ist kurz in dem Herrenwort proklamiert: »Jesus sah einen Mann am Sabbath arbeiten und sagte zu ihm: Mann, wenn du nicht weißt, was du damit tust, so bist du verflucht; wenn du aber weißt, was du tust, dann bist du gesegnet.« Jeder Mensch unserer Aera zehrt von diesem Wort des Herrn der Aeonen. Alle leben in sich überkreuzenden Äeonen oder Kalendern. Wie die Farben des Spektrums sind unsere Zeiten in mehrere Rhythmen zersprungen¹. Niemand von uns befolgt nur einen einzigen, obwohl weder die Psychologen noch die Pfarrer das beachten.

Aber unter dem Anprall einer einzigen Färbung der Zeit, nämlich der physikalischen Zeit, ist in unzähligen Menschen ihre Mitgliedschaft in der Zeitfülle fast erloschen. Daher scheint Shakespeare bloß noch »poetisch«. Der erste Schritt, den ich in dieser Lage tun will – wenn die Dichter nur noch »poetisch« verstanden werden, sind sie tot – ist daher, Sie, meine Herren, für die Leiche der Zeit verantwortlich zu machen. Nicht die ganze Fülle der Zeiten kann heute abend vor Ihnen erstehen. Aber eigene Beteiligung an der Fülle der Zeit kraft unseres Amtes als Lehrer will ich heute zu Hilfe rufen gegen das Versinken des Atomzeitalters in leblose mechanische Zeit. Sagt die Zeit an und sie lebt!

Weil ich ganze Bücher über die Kalender seit 1910 in die Welt gesetzt habe, werde ich Mühe haben, nicht langweilig zu werden. Sogar dieser Ausgang würde aber Ihren Sinn für das Ge-

¹ Für die Einzelheiten siehe: »Heilkraft und Wahrheit«, 1953.

genteil, für zeitbessernde Zeiten erwecken. – Ich will also auf Ihre Entrüstung über meine Zeitverschlechterung es ankommen lassen.

Aufwecken möchte ich Sie zu der Wahrnehmung, daß wir Plato nur unsere Philosophie, nicht aber den akademischen Kalender verdanken. Das ist Teil eins. In einem zweiten Teil soll die Geschichte des englischen Wortes für Mittag erzählt werden. Das sind die Vorstufen, um Shakespeares Poesie wieder wahr werden zu lassen, da, wo er unsere freien, unvorhersehbaren Lebenszeiten – im »Kaufmann von Venedig« – dem Kirchenkalender ebenbürtig gemacht hat. Platos Zeit, die mittelalterliche Zeit, die biographische Erlebniszeit, alle fordern einen Anteil an unserm »zeitgemäßen« Lebenswandel.

I

»...von neuem deshalb suchest du der Tage, die dir die Zeit verbessern, frisch Gepräg«, singt das 82. Sonett. Aber »Heinrich VI.« drückt die genau entgegengesetzte Gesinnung aus. Dieselbe Zeit soll ewig wiederkehren.

»O Gott, mich dünkt, es wäre ein glücklich Leben,
nichts höhres als ein schlichter Hirt zu sein,
auf einem Hügel sitzend wie ich jetzt,
mir Sonnenuhren zierlich auszuschnitzen,
daran zu sehn, wie die Minuten laufen,
wie viele eine Stunde machen voll,
wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
wie viele Tage endigen ein Jahr,
wie viele Jahr' ein Mensch auf Erden lebt . . .«

Verglichen mit der Zeit des Sonetts treibt Heinrichs Zeit nicht vorwärts. Sie entspricht Nietzsches Zeit der ewigen Wiederkehr und der schäbigen Zeit der Physik. Dieser Zeit huldigen unsere Banken. Diese verdrießt ja unser freier österlicher Kalender so sehr, daß sie beinahe schon den Papst überredet haben, sich auf einen Kalender der Handelskammern einzulassen, der aus 13

Monaten absolut gleicher Länge bestände. Das würde dann den Religionsskandal beheben, daß ein Kapitalist für die 28 Tage des Februars ebenso viel Zinsen zahlen soll wie für die 31 Tage des März.

Aber das allerseltsamste ist doch, daß die Arbeiter sogar noch mehr von Heinrich des Sechsten Vision begeistert werden, als die Kapitalisten. Am Ende des Ersten Weltkrieges trugen streikende Arbeiter über ganz Europa hin Plakate durch die Straßen:

8 Stunden Arbeit

8 Stunden Schlaf

8 Stunden Muße

Wie hatte Heinrich VI. geseufzt:

» Wenn ich dies weiß, dann teil ich ein die Zeiten,
so viele Stunden muß der Herd' ich warten,
so viele Stunden muß der Ruh ich pflegen,
so viele Stunden muß ich Andacht üben,
so viele Stunden muß ich mich ergötzen.
Minuten, Stunden, Tage, Monde, Jahre
zu ihrem Ziel gediehen, würden so
das weiße Haar zum stillen Grabe bringen.
Ach welch' ein Leben wär's! wie süß, wie lieblich!«

Das also wurde 1918 zur Idee einer Weltrevolution. Man stoße sich nicht an dem Symbol des einzelnen Achtstundentages. Durch den ganzen Abend werden wir auf das – heute übersehene – geistige Gesetz stoßen, nach dem wir den Tag und die Tageseinteilung als Banner über der ganzen Zeit schwingen. »Der Tag des Edlen«, bei Schiller, meint zum Beispiel die ganze Zukunft. Und so will der Achtstundentag eine ganze Ewigkeit einläuten, auf Jahrhunderte.

Wo der einzelne Tag aus bloßen Zeiträumen besteht, da erscheint die Zeit als eine Summe von Zeiträumen, und jeder Zeitraum dünkt uns dann ein naturgegebener Ziegelstein.

Mehr als in Europa herrscht dieser Büro- und Fabrikkalender in

der amerikanischen Welt. Die meisten von Ihnen sehen mit Schauern, daß ich nie meine acht Stunden in meinem Arbeitszimmerchen absitze. Obwohl die meisten von Ihnen da nur die Zeitung lesen, glauben Sie doch, »acte de présence« machen zu müssen. Das Muster der Fabrik beherrscht Sie unwissentlich. Aber es gehört nicht in den Lernprozeß hinein. Erziehung bedarf eines Kalenders, der dem Gurgeln einer Quelle ähnelt, nicht aber dem gleichförmigen Strahl einer Wasserleitung. Amerika, und mehr und mehr die gesamte Welt, muß zwei antithetische Kalender pflegen, gerade weil »They really think to run this nation / by factory and education«, wie ich einmal gereimt und geseufzt habe.

Arbeit und Erziehung sind die Dogmen, die ich beide nicht ungemessen glaube, an die ich aber heute als College-Professor anknüpfe, um mindestens den Hochschulkalender gegen den Fabrikkalender zu schützen.

Dieser Hochschulkalender beruft sich ja auf Plato, weil wir uns Akademiker nennen. Aber wenn wir noch in Platos Heidentum stäken, dann wäre unser eigener akademischer Kalender nicht möglich. Dank unseres Kalenders sind alle Mitglieder unserer Hochschule Christen, ob wir wollen oder nicht. Das »Liberal Arts« College mag seine sieben freien Künste den Griechen danken; seinen Kalender hat es ihnen abgetrotzt.

Plato hat dem Kalender höchste Wichtigkeit beigemessen. Er forderte völlige Unterwerfung unter ihn. Aber dieser Kalender war rein astronomisch. Nachdem sich die hellenischen Freistädte in der tausendjährigen Anstrengung vom Wust der Astrologen befreit hatten – Herakleitos zum Beispiel ersetzte das Große Sonnenjahr der Siriusverehrer durch die menschlichen Großjahre von Generationen, Thales ersetzte die Verehrung des Niljahres durch die Gleichsetzung von Süßwasser und Salzflut – sehnte sich Plato wieder nach astronomischer Unerbittlichkeit.

In Epinomis 978 läßt Plato in die Höhle des Bauern- und Kriegerdaseins die Sterne scheinen: »Ob du es nun Kosmos, Olymp oder Himmel nennen willst, seine Bewegungen setzen die Sterne,

und die Sterne geben uns die Zeiten unserer Geistesnahrung. Wie lernen wir? Durch Zahlen. Wie erfahren wir Zahlen? Im Beobachten des Kommens des Tages, des Einbrechens der Nacht. Welch ein Lohn, wenn wir dies länger fortsetzen. Viele Tage und Nächte sendet uns der Himmel, bis schließlich auch der Dämmste begreift. Darum schuf Gott den Mond, daß er in 15 Tagen zu-, in 15 Tagen abnimmt. Und die 30 Tage lehren uns, was ein Kreis sein muß...«

Eine lindernde Salbe für uns arme Sterbliche ist der Tanz, mit dem wir uns in den Tanz der Sterne einreihen. In einem ewigen Kalender von astralen Festen sollten sich die Griechen erneut den Sternen unterwerfen.

Platos vollkommene Stadt sollten weder wirtschaftliche noch militärische Erwägungen regieren. Aus den Sternen entnahm er das beste Ausmaß seiner Bürgerschaft, aus den zwölf Monaten und aus den zweimal zwölf Stunden von Tag und Nacht. Infolgedessen mußte seine Stadt gerade 5040 Bürger zählen. War es auch Wahnsinn, hatte es doch Methode.

Dieser Sternenglaube ist wahrhaft absurd. Er verlor sich in eine ägyptische Finsternis, und er war ein krampfhafter Versuch, die nahende Freiheit der christlichen Zeitrechnung hinauszuzögern. Denn für Plato blieben auch wir Menschen und unsere Städte Teile der zählbaren Dingwelt. Sein Logos fiel zu den Zahlen der gleichgültigen Dinge hinunter. Aber der Logos ist Namens-Vollmacht und Ernennungskraft. Niemand, der aufhört, uns gleichgültig zu sein, bleibt eine Nummer. Plato ist nicht ein Fünftausendundvierzigstel, er ist der eine einzige Plato. Aber in Platos Stadt wäre Sokrates der erste gewesen, der von den Wächtern hingerichtet worden wäre. Private Lyrik, privater Gottesdienst, privates Lehren und individuelle Lehre sollten damit dem Tode bestraft werden. Plato forderte, es müsse seine Stadt ihren Kalender ohne die geringste Abweichung oder Abänderung bis in alle Ewigkeit befolgen. Das China der viertausend Jahre und die viertausend Jahre der Pyramiden sind hier überboten.

Wer von den Zahlen ausgeht, der endet in der ewigen Wiederholung. Besuchten Platos Regenten eine Nachbarstadt und kamen sie zurück, so sollten sie nachher ihren Bürgern erklären, es sei ihre eigene Stadt bei weitem die beste, besser als irgendeine der besuchten Städte. Hier nimmt Plato das moderne Propagandaministerium vorweg.

Diese Ungeheuerlichkeit hat Größe dank zweier Züge: 1. Die kosmische Ordnung kommandiert uns. Die Sterne sind Offenbarung. Ziehen sie uns in sich hinein, so werden wir richtig erzogen. 2. Die Götter selber schmausen mit uns und wohnen unter uns, wenn wir ihre Festtage begehen. Immer wieder versichert uns Plato, die Götter mischten sich unter die Männer und Frauen, die ihnen so singend und tanzend dienen.

Also kein irdischer Nutzen und keine Notdurft wird befriedigt, sondern Apotheose, Vergöttlichung wird erreicht. Apollo und die Musen steigen vom Olymp, wenn wir uns ihrem Rhythmus öffnen. So weit wir die Erde rücksichtslos vergessen, repräsentieren wir die Götter. Die Feste dienen der Flucht in eine zweite Welt. Die alltägliche Welt der Leiden und der Not bleibt unerlöst. —

Was sollen wir über den Dartmouth-Kalender sagen? Gilt da auch diese absolute Trennung? Wir sollen es uns nur gestehen, daß wir in unsern Studien frei und herrlich spielen. Gewiß, wir streuen den gestrengen Geldgebern, Gouverneuren und Trusts Sand in die Augen, indem wir von strenger Arbeit, mühevollen Examina, Zensuren, Wettbewerben, Pensen berichten. Die Semesterprüfungen sollen es draußen den arbeitenden Zeitgenossen beweisen, daß wir uns Mühe geben, so gut wie sie. Sie sollen es sich in Dollars und Cents ausrechnen können, damit sie sich auf uns einen Vers machen können. Von uns aus würden wir uns wie ein Freiballon in die Lüfte heben, nun erscheinen wir vorsichtshalber wie Fesselballons. Aber es muß deutlich gesagt werden, daß wir Platos Kalender nicht angenommen haben. Denn Plato würde uns heut, am 21. März, vor der Konstellation der Tag- und Nachtgleiche knien lassen. Wir

knien nicht. Die christliche Aera hat uns glücklicherweise nicht erlaubt, Fakultät und Studenten unter die starren und unnachgiebigen Wiederholungen des Firmaments zu stellen. Was ist denn nun mit unserm Kalender? Ich sage Ihnen sein Geheimnis, wenn ich Sie auffordere, die Monate Ihres akademischen Jahres nicht als September oder Oktober, sondern als den ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten Monat mit Ordnungszahlen zu zählen.

Erster Monat 21. September: Immatrikulieren

Dritter Monat 23. November, Dienstag: Beginn der Erntedankfestferien

29. November, Montag: Ende der Erntedankfestferien

Vierter Monat 18. Dezember: Anfang der Weihnachtsferien

5. Januar: Ende der Weihnachtsferien

Fünfter Monat 24. Januar bis 2. Februar: Erste Semester-Prüfungen

Sechster Monat 3. Februar bis 3. März: Jahresmitte-Ferien

Die Würze dieser sechs Monate sind natürlich die Fußball-Wochenende und die »Hausgesellschaften«, die »house-parties«. Die Fußball-Wochenende sind unterteilt in solche, in denen wir die Stadt zu verlassen haben, und in solche die hier stattfinden. Die Götter geben einander Feste im ewigen Wechsel. Und das ist die Stelle der Blutzirkulation in dem politischen Körper, Dartmouth-College genannt, während seiner ersten zwei Monate. Deshalb ist es irreführend, wenn wir von September, Oktober usw. sprechen. Für den, der den Kalender von innen her lebt, beginnt das akademische Leben am 23. September mit einem ersten Monat; dann folgt ein zweiter, dritter und vierter. Die vier Monate des ersten Abschnittes verlangen also, in Ordnungszahlen aufgezählt zu werden. Die Zahlen können in der technischen Sprache der Astronomie aufgeführt werden als September, Oktober usw.; aber das ist für ein Verständnis unserer Collegezeit sinnlos. Sogar das Durchzählen der Monatstage paßt nicht. Denn die ersten, zweiten, dritten, vierten Monate sind nicht Zeitspannen,

die am ersten September oder ersten Januar beginnen. Statt dessen haben sie ihre Anfänge ganz unabhängig von der astronomischen Zeittafel; der erste Universitätsmonat z. B. erstreckt sich vom 23. September bis 23. Oktober, der vierte vom 5. Januar, der Rückkehr von Zuhause nach Weihnachten bis zu den Jahresmitte-Prüfungen Anfang Februar. Hier stoßen wir auf den keuschen Ausdruck »Jahresmitte-Ferien«; der richtige Ausdruck wäre Winter-Karneval (ein großes zwischen den Semestern begangenes Ski- und Eislauffest).

Er hebt sich heraus zwischen den zwei Jahreshälften und macht sie erträglich. Noch mehr, er ist der bekannteste Beitrag von Dartmouth zum Universitätsleben überhaupt. Er hat mehr als die Fußballwettkämpfe dem Namen Dartmouth für zwei Dekaden eine besondere Prägung verliehen. Durch seine Feier gewinnt unser College einen weiten Wirkungskreis, einen größeren Umfang als während des übrigen Jahresablaufs. Der Winter-Karneval schafft dem College Verbindungen zu Landesteilen, die bei anderen Feiern keineswegs in gleichem Ausmaß umfaßt werden oder wenigstens nicht durch ein solches Netzwerk von Kapillaren und Zuträgern. Nun bleibt in allen Kalenderbetrachtungen gewöhnlich unerwähnt, daß Zeiten Räume schaffen. Die Gegenwartshäresie der Geopolitik, der regionalen Planung, der Raumschiffe und Stratosphärenflüge, konstruiert Räume an Stelle von Zeiten. Geistliche, die sich Christen nennen, predigen Nächstenliebe und verstehen dabei unter den Nächsten die Wohnungsnachbarn. Sie predigen Gemeinschaft mit dem Ortsnächsten, während der gute Samariter den Mann der nächsten Stunde als Nächsten behandelte. Der Winter-Karneval steht auf der Seite des Zeit-Nächsten, das heißt auf der christlichen Seite. Denn er schafft einen eigenen Raum rund um Hannover, ein weiteres Gebiet, innerhalb dessen Hannover liegt. Damit tut der Karneval das, was die Ferien tun sollten, er macht die Zeiten zu Herren der Räume. Während einer Zeitspanne wie der des Karnevals oder der Olympischen Spiele verschwinden die Lokal-Unterschiede und -Abstände. Stellen Sie

das den Weihnachtsferien gegenüber, und Sie werden die weite Gültigkeit des Gesetzes, daß Zeiten die Räume bestimmen, einsehen. Denn zu Weihnachten könnte Dartmouth, dieses weltbekannte College, geradezu von der Landkarte verschwinden. Warum? Weil jeder heimfährt. Jeder einzelne Student wird an seinen Geburtsort zurückgesaugt. Die Leute also, die ihn zu Weihnachten umgeben, sind Freunde aus der Zeit *vor* seinem Studium in Dartmouth. Zur Winter-Sonnenwende steht seine Vergangenheit noch einmal auf und verschlingt ihn.

Der Charakter der Ferien äußert sich durch ihre gruppenbildende Kraft, ihre Gewalt über Räume. »Winter-Karneval« sind starke Ferien, weil sie alles vor Dartmouth liegende Leben daheim durchschneiden. Es mag eine lange Vorbereitung erfordern; plötzlich aber enthüllen sich unsere beiden amerikanischen Kalender als Raum und Zeit, Erde und Himmel in zwei entgegengesetzten Ordnungen. Der Fabrikkalender stellt Raum über Zeit, und er glaubt an raumbessernde Produktion. Der Erziehungskalender stellt Zeit über Räume; er ist selbst ein zeitbessernder Tag! Ich habe den Winter-Karneval hervorgehoben, da er in unserem gedruckten Kalender nicht angegeben ist. Aber der zweite Höhepunkt, »Commencement« wird von den Behörden voll anerkannt (»Commencement« heißt das Schlußfest des akademischen Jahres). Am »Commencement« kreißten die Berge und gebären den Rhythmus des Lebens. Denn niemandes Pläne scheint das Ereignis »Commencement« Anfang Juni unberührt zu lassen. Es erscheint mir als das formgebendste Ereignis in den Vereinigten Staaten. Vielleicht kann ich seine Wichtigkeit klarmachen durch einen Zug, dessen wenige gewahr werden, der aber das Verhalten von Millionen bestimmt. Dieser Zug bewirkt, daß ich, was ich zwischen Juni und September tue, mir völlig frei wähle. Ich kann die Sommerschule besuchen, auf einem Bau arbeiten, auf einem Frachter fahren, durch die 26 Länder Europas radeln, Heu machen auf einer Riesenfarm in Montana. Aber, was ich in diesen vier Monaten mache, ob die Flotte mich nach Labrador bringt oder meine Mutter nach der

Westküste, oder ob ich mir durch harte Arbeit Geld für das nächste Jahr verdiene, diese vier Monate sind meine Nebenbeschäftigung, sozusagen meines Individuums Individualismus, während die andern acht Monate in Dartmouth meines Individuums Uniform sind, das Spiel nach den College-Regeln zu spielen.

Der Majestät des akademischen Kalenders haben selbst die Geistlichen gelernt sich zu beugen. Dafür ein Beispiel: Die Geistlichkeit einer Diözese trifft sich mit ihrem Bischof einmal im Monat zu dem sogenannten »Clericus«. Es finden indessen nur neun solcher Zusammenkünfte im Jahr statt. Von Juli bis September fällt der »Clericus« aus. Da die Vertreter der anglikanischen Hochkirche den liturgischen Kalender mehr als irgendeine andere Konfession respektieren, ist diese ihre Verbeugung gegenüber dem akademischen Kalender ein sprechendes Zeichen. Kein Einwohner der Vereinigten Staaten kann sich dem Einfluß der Teilung des Jahres durch die »Commencements« und Labor Day, Anfang Juni und Anfang September entziehen. Als ich den Aufbau eines Arbeitsdienstes mit dem Quäker-Dienst-Ausschuß besprach, entschied dieser, seine Lager während der Sommermonate durchzuführen. Ich entschloß mich, meinen am 1. Dezember zu beginnen. Für die Quäker ist es eine Ferienbeschäftigung, für uns ist es Ernst. Für sie war es ein reiner Gewinn und ein Vergnügen, für uns ein Opfer, ein mühevolleres unangenehmes Aufwärtskämpfen. Unser winterliches Mühen jedoch formte einen jeden der Beteiligten zu etwas Neuem, gänzlich geprägt durch dieses ganze Wagnis. Die Funktion des gewöhnlichen Sommer-Arbeitslagers ist erfüllt, wenn es »nette« Eindrücke hinterläßt. »Angenehm« oder »einschneidend«; das ist der Unterschied zwischen den 3 und den 9 Monaten. So sehr kann die gleiche äußere Tätigkeit von ihrem Zusammenhang mit dem Kalender abhängen. Aber während die Rolle des Zusammenhangs der Worte jedem Rechtsanwalt, jedem Menschen bekannt ist, scheint die Rolle des Zusammenhangs der Zeiten den religiösen und politischen Führern und

den Erziehern nicht bekannt zu sein. Der Zusammenhang ist der Schlüssel zu dem Bauwerk aus Wörtern; er ist es auch für die Bauten unserer zeitlichen Ordnung. Eine Tat zwischen Juni und September und dieselbe Tat während des akademischen Jahres gleichen einander so wenig wie Spiel und Schicksal, Sicherheit und Gefahr.

Wir bereiten die jungen Leute für den Ernst des Lebens vor, und am Tage der Gradverleihung werden sie in gehöriger Weise an die Welt abgegeben wie Pfannkuchen oder Mohrenköpfe. Die christliche Ära schafft Zeitkörper, weil sie jede Zeit an ihren Früchten erkennt. Die Schwangerschaft der alma mater von Dezember bis Juni gebiert den Alumnus. Da viele das Wiederaufleben des Altertums falsch verstehen, kann gar nicht genügend darauf hingewiesen werden, daß die »platonischste« Einrichtung des Universums, das College der freien Künste, dem christlichen Kalender der Fruchtbarkeit folgt. Die Annahme dieses Kalenders war die stillschweigende Voraussetzung, die christliche Voraussetzung, unter der der »Elfenbeinturm« Platos in unserer Ära wieder zugelassen wurde. Die Wiedererweckung des Altertums in der Renaissance verpflanzte Plato in das Klima unserer Ära. Unsere Liebe, eine fruchtbare Liebe, nahm in ihrem Garten auch die platonische Liebe, eine fruchtlose Liebe, auf, und gestand ihr den Platz zu, den sogar fruchtlose Liebe verdient, in den Präliminarien des Lebens, in der Erziehung. Aber wehe denen, die diese dauernde Voraussetzung für Platos Wiederzulassung vergessen oder verleugnen! Platos Kalender und alle seine Kennzeichen – Kasten, Sklaven, Mangel an Eigenleben – bleibt ausgeschlossen und verdammt. Wiederum verdanken wir Shakespeare den Ausdruck für unsere moderne Behandlung der Periode der Erziehung. Hamlet spricht davon, daß man dem Alter und dem Zeitkörper seine Gestalt und seinen Zwang zeigen müsse. Tatsächlich haben die Erzieher, lange bevor sie ihre Klassen mit Schulaufgaben füllen, durch den Plan des akademischen Jahres eine Struktur, eine Zeitform geschaffen. Der »Zwang« unseres Endanliegens, der Gradverleihung,

darf die zyklischen platonischen Akademien in trüchtige Zeitkörper verwandeln. Die Zeit nimmt dank dieses Zwangs, Früchte zu tragen, eine neue, nicht zyklische, vorwärtsweisende Qualität an. Diese Zeit teilt das Geheimnis aller erlösten Geschöpfe: sie ist *erwartet* und *versprochen* und kann deshalb *erfüllt* werden. Aus diesen drei Qualitäten sind lebendige Zeitkörper zusammengesetzt. Das war Plato unbekannt. Für ihn war Zeit Rhythmus, Umdrehung und Kreisen in endloser Wiederholung, von Anfang bis Ende. Und die Akademia war eine Welt ihrer eigenen endlosen Wiederholungen von 387 v. Chr. bis 529 n. Chr.

Unsere Schulen haben die platonischen Inhalte in das biblische Flußbett des Verheißens, des Harrens und der Erfüllung geleitet, also die Akademie durch die Verheißung veredelt. Wir leben vom Ende zum Anfang, weil uns unser Geschick enthüllt worden ist. Es besteht – das gebe ich zu bedenken – im Leben eines jeden Gebildeten eine weltliche Analogie zur »biblischen Verheißung«, die uns alle zusammen aus der ägyptischen Finsternis herausführt. Sehen wir nicht die leuchtenden Augen der jungen Menschen, denen diese Gelegenheit gegeben wird? Diese Augen scheinen mir wenigstens die gekünstelte Unterscheidung zwischen dem Biblischen und dem Weltlichen zu leugnen. Ich wüßte kein Wort für diese großen Erwartungen eines begierigen jungen Menschen; sie sind heilig, wenn auch nicht von Gnaden der Geistlichkeit. Es würde demnach den Anschein haben, als ob unseren Universitäten eine Menge aus dem vielschichtigen Erbe der kirchlichen Ordnung überkommen werde. Wir besitzen dies eine Element der Offenbarung: einen Zeitkörper, der nicht des Lebensunterhaltes, nicht des Lebensstandards, nicht der guten Werke oder der Arbeit oder des Dienstes wegen gelebt wird, sondern einen Zeitkörper, der unter der Erwartung des Novizen, unter der Verheißung des Erfahrenen, unter dem Zwang, Früchte zu tragen, gelebt wird, einen Zeitkörper, trüchtig an Bedeutung weil trüchtig an Verheißung, ein Anfang, der vom Ende her erleuchtet ist.

In diesem Sinne wirkt der Universitätskalender wie Öl auf unsere mechanisierte Gesellschaft und ihr Fabrik-System. Daß der Universitätskalender zugegebenermaßen einen weltlichen Charakter hat, ändert nichts an der Tatsache, daß er den mechanischen Charakter des industriellen Kalenders bekämpft. Alle echte Religion ist weltlich, wie es ihr Begründer war. Der Universitätskalender ist mehr und mehr ein Bollwerk der freien Zeit gegen die Fabrikzeit. Deshalb ist er eine religiöse Einrichtung des Christentums. Sie alle kennen Dutzende von Fällen, wo das Sehnen eines Menschen, an unserem bedeutungsvollen Zeitkörper teilzuhaben, den Sieg davonträgt über die zu Bruchstücken zerschlagenen Zeiten der Geschäftswelt. Deshalb ziehen die Menschen mehr und mehr in die College-Städte. Da leben sie einen großen »Zeit-bessernden Tag« mit. Seine neun Monate sind wie ein Tag. Der »Tag« vertritt die Kirche gegen den Staat, ist Himmel gegen Hölle, Zeit gegen Raum in unserer Gesellschaft. Er schafft durch seine unwirkliche Welt der Erziehung und Wettkämpfe einen Zeitkörper, der aus zeitbessernden Tagen besteht. Ich fürchte nur, daß er diese große Funktion nicht lange bewahren kann. Unsere zeitbessernden Wege werden ebenso von den militärischen wie den wirtschaftlichen Gewalten bedroht.

II

Als Warnung möchte ich nun zeigen, wie schon einmal ein himmlischer Kalender zerstört wurde. Unser akademischer Kalender bedeutet die Wiedereroberung der Freiheit gegenüber den Naturgesetzen. Der Himmel ist in der Form des akademischen Jahres wiedererschienen; wir genießen nun $8\frac{1}{2}$ Monate unpersönlichen, $3\frac{1}{2}$ Monate des persönlichen Lebens. Aber diese Entwicklung ging vor sich, nachdem ein anderer großer Weg himmlischen Lebens auf der Erde verlassen worden war. Ein Blick auf ein Schema, auf dem alle Kalender gezeigt werden, wie sie sich kreuzen und überschneiden, spricht Bände. Auf

ihm findet man nämlich den kirchlichen Kalender. Während wir alle gemeinsam den ersten Monat bis zu den letzten Wochen der Gradverleihung, durch die Fußball-Wochenende und Prüfungszeiten leben, mag ein jeder von uns still für sich privat zur Kirche oder Messe gehen. Für ihn ist vom 3. März bis 12. April Fasten, nebenbei bemerkt: wir sind heute abend in der Mitte der Fastenzeit, doch es ist wörtlich »nebenbei«, allein für sich, nicht auf unserer gemeinsamen Straße. Ich mag versuchen, die große Woche aller Wochen von Palmsonntag bis Ostermontag zu feiern; aber ich gebe Unterricht am Gründonnerstag, Karfreitag und Ostermontag. Niemand hat den ganzen Kirchenkalender mehr hingemordet als die Puritaner und ihn so entmannt, daß er nur noch aus 52 Sabbaten besteht. Heute hat diese nüchterne, farblose Judaisierung zwar ihren Einfluß auf die Gemeinden verloren. Aber ihr negativer Erfolg ist uns geblieben. Die kanonischen Stunden und die hohen Feste sind vergessen. Wir sind die Erben einer großen Katastrophe (oder einer Wiedergeburt, die wir Renaissance nennen), die die frühere Ordnung von zeitbessernden Tagen beseitigt hat. Wenn ich die Humanisten über den Niedergang der Kirchlichkeit spotten höre, wundere ich mich oft, wie die Humanisten unsere eigene Schwäche übersehen können. Unser Akademikertum steht bereits unter demselben schweren Angriff gegen seine Kalendervorrechte. Die Industrie wünscht, daß wir ununterbrochen 12 Monate arbeiten sollen. Die Ferien sind bedroht. Bald werden wir selbst zu klagen haben. Daher brauchen wir eine zweite Tabelle, die uns unseren Niedergang im Bild unserer Vorgänger klarmacht. Sie würde die kanonischen Gesetze des Mönchtums und die Arbeitsgesetze der mittelalterlichen Handwerker in ihrer Polarität zeigen.

Wieder kann ich mit Shakespeare beginnen. Von ihm stammen zwei Dramen, deren Titel einen heute unbekannten Kalender andeuten: Der »Mittsommernachtstraum« und die »Zwölfte Nacht« (»Was ihr wollt«). Beide Titel sind Überbleibsel aus einer Zeit, als man noch nicht mit einer abstrakten standardi-

sierten Erdteils-Zeit, einem Tag von 24 Stunden oder einem Jahr von 365 Tagen mit einem alle vier Jahre eingefügten Schalttag rechnete. Es war dies die Zeit, die Shakespeares eigener Zeit vorausging. Er hat diese Periode hinter sich gelassen und ist im Hinblick auf abstrakte Zeit schon unser Zeitgenosse. Denn gerade im Sommernachtstraum ruft König Theseus schon aus: »Zwölf sprach der ehrne Mund der Mitternacht.« Zu »Leb«-Zeiten Oberons und Titantias hätte Theseus dies freilich nicht sagen können; denn bis zu Dantes Tod wurde der Tag, der mit Mitternacht anfängt und endet, als unnatürlich betrachtet. Die römischen Rechtsgelehrten der alten Republik hatten uns in solch ein gotteslästerliches Rechnen von Mitternacht zu Mitternacht hineingezwängt. Außerhalb des römischen Jus gab es keinen solchen abstrakten Tag. »Dies civilis« war verschieden von »dies naturalis«, »dies fastus« und »dies nefastus«. Die Rechtsgelehrten erfanden ihn, um sowohl von den göttlichen, wie den natürlichen Tagen fortzukommen! Man erkennt das Abstrakte des »bürgerlichen« Tages an der folgenden Tatsache: Die Griechen hatten nicht einmal einen Ausdruck für solch eine künstliche Rechtsschaffung. Im Griechischen ist das früheste Vorkommen eines Ausdrucks für den 24-Stunden-Tag im griechischen Text des Neuen Testaments zu finden. Von »Natur« aus waren nämlich gerade Tag und Nacht zwei verschiedene Wesenheiten.

Aber die Juristen brauchten den zivilen Tag von Mitternacht zu Mitternacht, wie wir die standardisierte Ortszeit brauchen, für ihre gesetzmäßigen Festlegungen von Begrenzungen, Legitimationen, Fristen, Verbannungen und Vererbungen. Wie kann sich gesetzmäßig halten lassen, daß Leute an »einem und demselben Tage« sterben oder handeln? Das waren praktische Fragen, und das Rechnen von Mitternacht zu Mitternacht war eine gesetzliche Fiktion. Wir empfinden dies nicht mehr, da wir alle in Beziehung zur Zeit abstrakt geworden sind. Wir stehen zu einer bestimmten Stunde auf und kümmern uns nicht um Sonnenaufgang oder -untergang. So war es aber nicht vor Shakespeare.

Daß dieses Stück, der »Mittsommernachtstraum«, auf den längsten Tag des Jahres datiert wurde; – es wurde zum ersten Male an einem sehr kurzen Tag im Januar gespielt! – und daß wir am 21. März heute Tag und Nachtgleiche haben, machte damals einen Unterschied, von dem keiner der heute hier Anwesenden noch eine angemessene Empfindung hat. Bis 1500 waren die Tagesstunden-Unterteilungen jeder Nacht oder jedes Tages, wie sie wirklich erfahren wurden.

Zwar wurde jeder Tag oder jede Nacht jeweils in 12 Stunden unterteilt. Aber jene Stunden konnten nur an den Tag- und Nachtgleichen 60 Minuten lang sein. Nur gerade heute stimmen wir mit den Völkern der Welt vor 1500 zusammen, weil es der 21. März ist. 12 Stunden mit der gleichen Länge von je 60 Minuten erstrecken sich von Sonnenaufgang bis -untergang. An den zwei Sonnenwenden indessen hatten die 12 Stunden, obwohl noch immer 12, einen ganz verschiedenen Inhalt. An einem 21. Juni mochte die Sonne um 4 Uhr morgens aufgehen und 8 Uhr abends untergehen. In diesem Falle mußten 16 mal 60 Minuten durch 12 geteilt werden, da ja immer 12 Stunden sein mußten! Daher war jede 80 Minuten lang. Am 21. Dezember, wenn der Tag vielleicht nur 8 Stunden Sonnenlicht hatte, bestand die einzelne Stunde nur aus 40 Minuten. Denn der Tag enthielt 12 Stunden wie das Jahr 12 Monate, und nach gleicher Länge wurde nicht gefragt. Er hatte 12 Stunden, um dem Jahr ähnlich zu bleiben! Auch die 12 Nächte zwischen 25. Dezember und 6. Januar standen für die 12 Monate des Jahres.

Die wirkliche Bewegung von Sonne und Sternen und der wirkliche Wechsel von Licht und Dunkel erzwang das beständige Neuordnen der einzelnen Stunden. Die mittelalterlichen Menschen lebten nicht abstrakt.

Sie fühlten, daß sich ihr Verstand den beobachteten Tatsachen unterwerfen solle. Sie verlangten von dem Verstande, daß er sich zur Abwandlung seiner Abstraktionen um der Erfahrung willen bequeme.

Die Stunden in einem Kloster verschoben sich also in ihrer

Länge nach den Jahreszeiten. In anderen Worten, nicht einmal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen bedeutete das Wort »Stunde« dieselbe Zeitlänge. Dies grenzt für die Menschen von heute an Wahnsinn. Unsere Stunde hat diesen einen und einzigen Verdienst, daß sie immer 60 Minuten lang ist. Dies war aber im Altertum nur ein Nachteil. Denn die Alten, fromme Heiden, fromme Juden, fromme Christen, alle waren darin einig, daß der Mensch die Zeit nicht aus den Händen Gottes lösen könne, der jeden Tag, jeden Mond, jeden Kreislauf am Firmament schickte. Es wäre als Gotteslästerung aufgefaßt worden, die Zeiten von unserem Geiste bestimmen zu lassen und sich nach unserem abstrakten Schemata zu richten. In der Fortführung der einmütigen Gottesdienste aller Jahrtausende beachteten die sieben kanonischen Gebete des Mönches Gottes Zeit. Deshalb mußten freilich die Stunden vom wirklichen Sonnenaufgang bis zum wirklichen Sonnenuntergang verlaufen, da sie ja »hier«, z. B. in Monte Cassino, und »jetzt«, z. B. am 1. Oktober 529 n. Chr. gehalten wurden. Nur auf diese Weise konnte das Gebet in Gottes echte Zeiten eintreten, wie sie von Aeonen zu Aeonen sich reihten. Beide Züge des Zeitigungssinnes vor der Renaissance sind für uns verloren.

So übersetzt z. B. die Bibelübersetzung König Jakobs I. das organische Fließen der Zeiten falsch durch ihre häretische Zeitauffassung als »Welt ohne Ende«. »Welt ohne Ende«, »World without end« entspricht im Englischen unserem »Und von Ewigkeit zu Ewigkeit«. Aber die Bibel wies hin auf das organische Fließen der Zeiten um Zeiten, Epochen um Epochen, und heute kann niemand an der Zeiterfahrung der Apostel teilnehmen, der nicht die abstrakte, tote Zeit der »Welt ohne Ende« von sich wirft. Die echte biblische Formel sagt genau das Entgegengesetzte. Sie sagt nämlich, daß das Ende der Welt erfahren werden muß am Ende eines Zeitabschnitts wie am Beginn eines neuen. Dadurch, nur dadurch, daß wir zuerst den Anfang des neuen Aeons durchleben und, dank dieser Erfahrung, dann erst das Ende des vorhergehenden beschließen, können wir Zeiten

verwirklichen. Aeonen sind wie Glieder einer Kette. Wir müssen uns an den nächsten Aeon halten, wie er sich in der Katastrophe herausformt, und den vorhergehenden gehen lassen, wie sich der Ring in dieser Katastrophe schließt. Wie können wir sonst des Herrn aller Zeiten gewahr werden? Denn Gott überlebt das Ende der Zeiten; mit den offenbarenden Worten: »Das Ende der Welt war längst vor uns«, beginnt ein großes Lied (Chestertons Ballad of The White Horse, 1908). Gott überlebt Enden sowohl wie Anfänge. Gerade diese Wahrheit haben wir vergessen, und so spotten wir und werden verspottet von denen, die an Armageddon glauben. Die Mönche erlebten das Ende der Welt jeden Abend. Die Zeit starb, der Tag starb, und dann begann alles von neuem. Für dieses große Dasein des Todes und Wiederauferstehens Christi in ihren kanonischen Stunden bezahlten sie freudig den Preis, die 12 Stunden verkürzen oder verlängern zu müssen. Diese 12 Stunden waren ja da zur Ehre der 12 Monate, während welcher das große Jahr der Buße, der große Neujahrstag, über den ganzen Umkreis wieder zurückgebracht wurde. Mit anderen Worten, die Zahl zwölf war in dem Stundenaufbau ebenso ein natürlicher Hinweis auf die 12 Monate wie in Shakespeares Stück »Zwölf Nächte«. Hat nicht Gott selbst die Zahlen der Himmel geschaffen? Der Mensch stellt sie gehorsam in den kürzeren Einheiten seines Tagesrhythmus dar. Halten Sie mich nicht für zu pedantisch, wenn ich Sie auffordere, diese Haltung wieder zum Leben zu erwecken, daß ein Tag, zwölf Tage, eine Olympiade uns eine Offenbarung von größeren Zeitstrukturen schenken können. Wenn sie als Rationalisten darauf bestehen, an die unaussprechliche Roheit der Einsteinschen Zeit glauben zu wollen, denken sie an unser College-Jahr! Darin formen 9 Monate einen Zeitkörper. Wir können ohne Gewaltsamkeit diesen Zeitkörper mit einem Tage vergleichen. Wenn wir Modernen nun diese 9 Monate wie einen Tag behandeln, taten die Alten, die einen Tag als Ewigkeit behandelten, nichts Unsinnigeres. Aber ich habe seltsame Erfahrungen gemacht mit der modernen Stumpfheit gegenüber der

lebendigen Zeit. Als ein Neutestamentler die Probedrucke meines Buches »Des Christen Zukunft« las, geriet er in Zorn über mich, weil ich in meiner Predigt gegen die Puritaner geschrieben hatte, daß 52 000 Sonntage vor Gott wie ein Sonntag seien: »das ist nicht wahr«, rief er wörtlich. Ich zitierte: »Tausend Jahr sind vor dir wie der gestrige Tag, wenn er vorüber ist, und wie eine Nachtwache.« Er hat mir diesen Angriff auf sein rationales Predigen nie vergessen, als ob an einem Sonntag wir nur an diesem Tage wären!

Ich würde dieses Mannes Zorn nicht erwähnen, wenn nicht die meisten Humanisten uns Gläubigen den wildesten Aberglauben über die Zeit zuschrieben. Nehmen Sie Ihre Auffassung, daß das alte Testament die Welt in 6 gewöhnlichen Tagen von je 24 Stunden erschaffen lasse! Indessen sind unsere Erdentage in der Schrift der großen Tage von Gottes Zeit gebraucht worden. So sagt z. B. der heilige Augustin in seinem Kommentar zur Genesis: »Wir glauben, daß die Tage von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang, von denen wir verschlungen werden, eine stellvertretende Analogie darstellen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß die unseren nicht Gottes Tagen gleichen, sondern weit unter ihnen stehen« (4, 27, 44). Diese Kraft, unsere kurzlebigen Augenblicke als das Zifferblatt der Fülle zu lesen, ist unter den sogenannten Gebildeten vergessen. Die Humanisten sind heute wahre Barbaren im Hinblick auf die Zeit, die für Cartesius, ihren Ahnherrn, ein täglich neues Wunder war. Es ist deshalb kein Scherz, daß des hl. Augustin Vermögen, in Gottes Tagen das Modell, in des Menschen kleinen Tagen eine dürftige Nachahmung zu sehen, einmal ganze Völker mit dem schöpferischen Vermögen, das Leben zu gestalten, erfüllte. Die kanonischen Stunden waren des Mönches Lebensweise, und des Mönches Lebensweise war zwischen 300 und 1600 die Lebensweise des gebildeten Menschen. In Spanien waren zu Shakespeares Zeiten ein Drittel der Bevölkerung Mönche oder Nonnen. Shakespeare selbst läßt in »Maß für Maß« Königin Anna, König Jakobs I. Gemahlin, die römisch-katholisch geworden war, als eine Arme

Klara auftreten, das heißt seine Heldin heiratet den König als eine Angehörige der franziskanischen Stundendisziplin! Wenn eine Königin des protestantischen Englands in Shakespeares Zeit und ein Drittel von Spanien die kanonischen Stunden befolgte, werden Sie sich leichter die universale Herrschaft der kanonischen Stunden über das Denken der Völker zwischen Alfred dem Großen und Thomas Morus vorstellen können. Die Gleichsetzung der beiden Rhythmen, des der Ewigkeit und dessen des einzelnen Tages, wurde zur gelebten Erfahrung von Massen.

Je mehr indessen die Kirche das Bild der Ewigkeit innerhalb des Sonnenaufgangs und -untergangs eines Tages suchte, desto mehr rebellierte der irdische Teil des Menschen. Analogie ist nicht Gleichheit. Die Handwerker mußten sich im Schweiß ihres Angesichts mühen. Die Schwerkraft forderte ihr Recht, wie sie es immer tun wird, wenn der »Himmel« des Geistes zuviel an sich reißt. Das gilt universal. Auch die Naturwissenschaft, dieser Himmel der Abstraktion, und ihr Maschinenzeitalter stießen an ihre menschlichen Grenzen, als ein Arzt es fertigbrachte, im britischen Oberhause zu verkünden, daß 23 tägliche Arbeitsstunden für Kinder nicht gesundheitsschädigend seien; ebenso haben 500 Jahre, bevor dieser Doktor solchen Unsinn beglaubigte, die Bürger Europas die kanonischen Stunden für unsinnig im Hinblick auf die Arbeit des Handwerkers erklärt. Die mönchische Zeittafel war wohl gut für den Himmel, aber schädlich für den berufstätigen Menschen und den Bauern. Sie stellten sich auf die Seite des jungen Königs Heinrich VI. Der Mensch hatte für die Pferde zu sorgen und die Kühe zu melken. Sie mußten im Schweiß des Angesichtes sich mühen, sie mußten essen und schlafen. Diese Notwendigkeiten sind unser irdisches Teil und sie scheinen dem himmlischen Sang der Lerche leicht Hohn zu sprechen.

Schon der Gründer der Benediktiner-Regel hatten den Unterschied zwischen Erde und Himmel erkannt. Wenn er verlangte »ora et labora«, so mußte sowohl dem Himmel, wie der Erde

gedient werden. Von da an mußten die Mönche für ihr nächtliches Beten mit der Gewährung einer besonderen Ruhestunde am Tag belohnt werden. Das Schläfchen am Tage ist die Gabe der Benediktiner an die menschliche Rasse. Die »Siesta«, wie dies in Spanien genannt wird, leitet sich her von der sechsten Tagesstunde, der dritten kanonischen Stunde »sext«, und sie ist eine Einrichtung der Benediktiner. Zwischen der sechsten und der neunten Stunde, irgendwo zwischen der Sext und None, durften sich die Mönche von ihrem himmlischen Psalmensingen in der Nacht erholen. An diesem schwächsten Punkte der Menschheit, dem natürlichen Schlafbedürfnis, brach die Zeittafel der Engelschöre zusammen. An diesem Punkte wurden die Stunden Sext und None in Bewegung gesetzt und wurden dehnbar. Der heilige Benedikt erklärte, daß »mediante octava hora«, in der Mitte zwischen Sext und None, das Schläfchen am Platze sei. Durch diese Gesetzgebung wurde der Akzent von der sechsten und neunten Stunde wegverlegt. Die Sext und None waren kanonisch, aber »acht einhalb« war angenehmer: Die Einführung des Tagesschläfchens durch die Benediktiner deutete Jahrhunderte zuvor voraus auf den späteren Sieg des »Noon«, des Mittags, in dem irdischen Sinn der Essensstunde. So ist die None zum Noon, dem englischen Mittag, geworden.

Die Verselbständigung der säkularen Gemeinde wurde besiegelt, als die Städte in Petrarcas und Boccaccios Tagen lernten, in ihren Zunfthallen Glocken aufzuhängen, die die Stunden mechanisch einläuten konnten. Zuerst beobachteten diese Glockentürme noch den tatsächlichen Sonnenuntergang, und die älteste säkulare Gemeindeuhr, die sich der Klosterzeit widersetzt, zählte 24 Stunden von einem wirklichen Sonnenuntergang zum nächsten. Man beachte: das Zählen dieses 24-Stunden-Tages begann nicht um Mitternacht. Dafür bestanden zwei offensichtliche Gründe: die Nachtstunden konnten von dem einzelnen und seiner Familie in seiner Wohnung nicht beobachtet werden. Aber die Wohltat der Verkündung aller 24 Stunden vom Glockenturm der Stadt als eines öffentlichen Dienstes war ungeheuer. Zum

zweiten war das Zählen von Abend zu Abend gute alttestamentliche Doktrin. Israels Zeiteinteilung zählt immer von Abend zu Abend. So begann die neue Zeiteinteilung. In Frankreich indessen wurde diese italienische 24-Stunden-Stadtuhr durch 12-Stunden-Rechnung ersetzt, und es scheint, daß in Frankreich nach 1370 die Mitternacht zum Ausgangspunkt der neuen Berechnung gemacht wurde.

Es interessiert vielleicht zu hören, daß in Basel bis heute die Stadtuhr um Mitternacht eins und um ein Uhr zwei schlägt und uns so an die Tatsache erinnert, daß in den kanonischen Stunden die Prime bis heute wie immer den Beginn der ganzen Reihe aller Stunden bedeutet. So bedeutet sie ursprünglich nicht die Vollendung, sondern den Anfang der ersten kanonischen Frist. Von dieser Glocke in Basel sagen die anderen Schweizer mit Recht: »Die Basler sind ein ganzes Jahrhundert hinter uns zurück, aber uns um eine Stunde voraus.« Das ist wörtlich richtig; denn diese kanonische Zählung ist um ein Jahrhundert veraltet. Aber es erscheint für alle Zeiten bedeutungsvoll, die Mitternacht als des säkularen Menschen »Prime« zu behandeln. Außerhalb Basels ist dieser letzte Einfluß der kanonischen Stunden verschwunden.

Mitternacht ist nun um zwölf, um zwölf Uhr am Tage ist Mittag. Des Himmels Gebets-None (15 Uhr) ist zur Stunde des irdischen Mittagmahles – »Noon« – geworden, und wir leben nun unseren 24-Stunden-Tag als eine Abstraktion von Mitternacht zu Mitternacht. Sowohl Himmel und Erde haben ihre Gewalt über unser Leben eingebüßt, und die Götter der Menschen sind der Wecker und die Fahrplanzeit. Dies ist die Stunde ohne Schöpfer und Schöpfung. – Wir leben konventionell. Ich glaube, diese Geschichte enthält eine Moral für die Zukunft, das mönchische Getue mit der Ewigkeit hatte jeden Tag in das volle Licht des Absoluten gerückt. Die Welt hat diese Übertreibung nicht geduldet. Wenn vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind, so bedeutet das für uns noch nicht, daß auch wir einen Tag wie tausend Jahre behandeln können. In anderen Worten: Kirchlich-

keit oder genauer Mönchstum kam zum Ende, weil die Geschichte die wirklichen Zeiten unseres Geschlechts, die Jahrhunderte und Generationen, über den engen Rhythmus eines 24-Stunden-Tages hinauslebt. Es kann niemals mehr die Zukunftsaufgabe der Menschheit sein, die Geheimnisse der Aeonen in 24 Stunden zu bannen. Wenn ich hier meine eigene Überzeugung aussprechen darf: Jahrzehnte, Generationen, Zeitspannen von fünf, sieben, zehn oder fünfzehn Jahren müssen erfahren und gepflegt werden wie jene Einheiten von drei mal zwanzig und zehn Jahren, wie sie Lincolns berühmte Rede noch zitieren konnte. Das wahre Mysterium der Zeit wird dann gefunden werden, nicht durch Analogien zwischen Tag und Jahrtausend, sondern durch geduldiges Vernieten von Jahren und Generationen. Ich glaube an den Pluralismus. Wir bedürfen des Überkreuzens von vielen Zeitrhythmen. Unser Magen und unser Bewußtsein antwortet einem 24-Stunden-Rhythmus. Unsere veredelten Leidenschaften, wie die Liebe von Mann und Frau, von Veteranen und Sekten beherrschen Zeitspannen von 25, 30 oder 40 Jahren. Der 24-Stunden-Tag, die Woche, der Monat und das Jahr sollten nicht die Sphären größerer Umwälzungen verdunkeln. Die Chronologie der Familienfolge, der Kriegs- und Friedenszeiten, ist durch die Häresie vernichtet worden, daß die mechanische Uhrzeit alles enthülle, was in der Zeit, durch die Zeit und durch Zeitbestimmung gelebt werden müsse. Die Vereinigten Staaten verloren 1952 beinahe ihren Platz auf dem Erdball, weil sie etwa ein Jahr lang mechanisch auf die Wahl des neuen Präsidenten warteten und im Wahn einer für sie »gegenwärtigen Zeit« die höhere Sphäre leugneten, in der die Vereinigten Staaten sich bewegen und ihre Handlungen zeitlich bestimmen müssen. Wenn diese Absurdität, auf den Wahltermin zu warten, erwähnt wird, dann lachen die Leute. Sie weisen sie achselzuckend als komisch von sich. Sie stellen sich taub. »Aber während dieses schmutzige Kleid des Verfalls uns gänzlich umhüllt, können wir's nicht hören.« Was nicht hören? »Da ist nicht das kleinste Gestirn, das du erblickst, das nicht in dieser Bewe-

gung wie ein Engel singt . . . solch Harmonie ist in uns sterblichen Seelen.« Das sagt Shakespeare im »Kaufmann von Venedig«.

III

Dies führt uns zu dem letzten Teil unserer Frage. Wir sind ausgezogen um die zeitbessernden Tage der Vergangenheit zu finden. Wir haben eine Mehrzahl solcher Tagesanordnungen gefunden. Da war der Kalender des geistigen Fortschritts, daß Jahr für Jahr bessere Gedichte geschrieben werden sollten; der Wert der Sonette des Dichters erhöhte sich beständig. Aus diesem Glauben an die Genies entsprang die Idee des technischen, des wissenschaftlichen Fortschritts, und er hat die Zeit von Jahr zu Jahr beschleunigt bis zur Hochfrequenzgeschwindigkeit am Ende. Da war der Universitätskalender des geistigen Wachstums eines Zeitkörpers, der die Geburt der nächsten Generation zustande bringen sollte. Da war der Versuch, jeden Tag zu bessern, dadurch, daß man in den kanonischen Stunden den Himmel auf die Erde brachte. Von ihm ist noch mehr zu sagen, weil der Widerstand gegen ihn uns heute beherrscht.

Indem die Mönchs- und Nonnenklöster jeden in der gleichen Weise in einer Lebensart schulten, als ob ein Tag die Ewigkeit verkörpere, verkörperte das eine Jahr der Liturgie das ganze Leben Christi und seiner Kirche. Jeder Mönch versuchte diese Analogie zu leben, und zugleich wurde die Laienschaft überredet, in ungefähr den Mönchen zu folgen. Diese Vermönchlichung der Laienschaft hatte sich um 1300 überboten. Mit dem Stadtturm, dem 24-Stunden-Tag, in der Proklamation einer eigenen Zeit der weltlichen Gemeinde zerbarst die franziskanische und dominikanische Utopie des »Jeder ein Mönch«. Was Boccaccio in der italienischen Geschichte bedeutete, bezeichnete der feste, unbewegliche Ausdruck »Mittag« für 12 Uhr in England. Darin kam die Erde zu ihrem eigenen irdischen Gesetz. Wir können es die »Wiedervernatürlichung des Menschen« nennen. Und das meint Shakespeare mit »Natur«. Es bezeichnet

ausschließlich den Teil der Schöpfung, der jeden Tag derselbe bleibt. Dieser Begriff der Natur war ganz neu. Shakespeares Begriff der Natur ist nicht der der scholastischen Theologen, die Welt von Kühen mit zwei Köpfen, von Feen und der gefallenen Natur des Menschen. Nein, jetzt ist sie ein Teil der Wirklichkeit, die unter dem Menschen steht, die unter seine Gesetze gebracht ist. In dem 24-Stunden-Tag wurde der Erde der ihr zugehörige Rang innerhalb der Sphären wieder zuerkannt. Sie war nun ohne Analogie zum Himmel, sie folgte dem Gesetze der Schwerkraft. So haben wir unser Industriesystem aufgebaut; doch bleibt zu sehen und zu untersuchen, wo die Grenzen dieser einen, der irdischen Sphäre, gezogen werden sollten.

Denn das Rätsel der Zeit ist ja nicht aufgehoben. Es soll nun nur in andere Sphären der Geschichte, Biographie und Handlung verlagert werden. Das haben die Weisen getan; Goethe, Van Gogh, Blake haben trüchtige Zeit gelebt. Aber ihre Lebensweise ist gehemmt worden durch die »Natur-Vergötzung« der Aufklärung. Und so haben wir jetzt die Sphäre der 24 Stunden und des Sonnenjahres, und die Handelskammer scheint unsere Zeittafel zu regieren. Die Versuche Goethes und Van Goghs stacheln die Massen nicht so auf, wie sie sollten. In deren Zeittafeln herrschen die Räume über die Zeiten wie in der Physik. Der Erfolg ist tote, verschwendete, übereilte Zeit. Die Fülle der Zeit ist verschwunden. Die Menschheit scheint gelähmt in ihrem Verhältnis zur Zeit. Wir bringen es nicht mehr fertig, aus wirklicher Überzeugung neue zeitbessernde Tage auszuwählen. Das moderne Weihnachten und sogar Mutter- und Vatertag sind zu »geschäftsbessernden« Tagen geworden. Die Zeit bessert sich wirklich nicht. Es bedarf mehr als der Proklamation einer Woche der Bewahrung (»Conservation-Week« heißt diese Woche jährlich) durch die Regierung, um die Hilfsmittel unserer Lebenszeiten zu bewahren, um hohe Tage zu schaffen, die Vollmacht haben über geringere. Dazu muß der zeitbessernde Tag hoch über jedem anderen stehen. Ein trauriges Beispiel ist der Tag des Waffenstillstandes. Er gleicht heute dem Stumpf eines

mächtigen Baumes, dessen Bedeutung der zweite Weltkrieg vernichtet hat. Dieser Waffenstillstandstag von 1918 durfte weder sterben, noch wurde er ehrenvoll beerdigt oder durch irgendeinen Erinnerungstag des letzten Krieges ersetzt. Und dieser zweite Weltkrieg hat alle Kennzeichen eines untermenschlichen Schreckens. Zunächst einmal wird er nur durch eine Zahl bezeichnet; er heißt nur der zweite. Bezifferte Tatsachen können nicht enthüllt werden, und sie können nicht erlöst werden, weil bezifferte Dinge ohne das namengebende Wort sind, das allein ewiges Leben schafft. Dieser zweite Weltkrieg ist auch »Krieg des Überlebens« genannt worden. Dies ist eine darwinistische Formel, die dem Ereignis eine Anrede verweigert. Geschehnisse des Dschungels können nicht befriedet werden. Wenn man ein Ereignis einen Krieg des Überlebens nennt, darf man sich nicht beklagen, wenn auf ihn kein Friedensvertrag folgt. Denn in einem Friedensvertrag müssen die zwei Sprachen der kriegführenden Parteien zu einer vereinigt werden. Mit dem Krieg des Überlebens bleibt eine Seite allein bei sich. Mit dem »Kapitalistischen Kriege« sind die Bolschewiken allein mit ihrer Ideologie. Es bedarf eines geisterfüllten Gegners, um einen geisterfüllten Frieden zu schließen. Ein Frieden muß wenigstens zweisprachig sein.

»Zweiter Weltkrieg«, »Krieg des Überlebens« – diese Bezeichnungen sind untermenschlich. Eine dritte ist weniger untermenschlich als entmutigend. Churchill hat den Krieg den »unnötigen« genannt. Das ist ganz und gar negative Theologie. Der zweite Weltkrieg hat die Kindischkeit und Spielerischkeit der Generation in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts bloßgestellt. Seine unnötige Zerstörung hat eine »anti-kalendarische Lage« geschaffen. Zeitzerstörende Tage lasten auf allen, die so kindisch wie vor dreißig Jahren geblieben sind und fatalistisch auf einen dritten Weltkrieg warten. Dieser dritte Weltkrieg würde sicherlich nicht ein Krieg des Überlebens, sondern des Untergangs sein, nicht ein unnötiger, sondern ein unbeabsichtigter, nicht ein zweiter Weltkrieg, sondern der Selbstmord der

weißen Rasse. Die Menschen haben die Herrschaft über die Zeit verloren. Sie folgen den Kern-Physikern in ein Raum-Zeit-Kontinuum. Aber freie Menschen sollten in einem zeitbessernden Diskontinuum leben, das sich auch über den Raum erhebt. Dieses ganze zeitverschlechternde Absinken zeigt sich deutlich in dem Schicksal des Waffenstillstandstages, wie er zwischen Leben und Tod, Frieden und Krieg, Erinnerung und Vergessenheit schwebt¹.

Wieder wende ich mich zu unserer Heilung zu Shakespeare. Lassen Sie mich in einem frohen Tone enden, indem ich Ihnen eine der größten und doch am wenigsten bekannten Schöpfungen eines zeitbessernden Tages vor Augen stelle. Er ist so wundervoll beschaffen, daß ich ihn am liebsten ohne ein weiteres Kommentar vor Sie stellte. Heute aber soll Shakespeare das letzte Wort behalten, weil er das erste hatte. So muß ich meine Erklärung vor das Zitat setzen. Wir haben alle Tage erlebt, an denen Vergangenheit und Zukunft durch unseres eigenen Lebens plötzliche Konzentration zur größten Transparenz erleuchtet werden. Der Kalender des eigenen Lebens erhält seine Gestalt durch unvorhersagbare, aber erharrte große Tage. Der 24-Stunden-Tag, was ist er im Vergleich zu dem wahrhaft unerwarteten Tage, an dem Kolumbus Amerika entdeckte, oder an dem wir unser Geschick erfuhren? In solchen einzigartigen Augenblicken persönlicher Entscheidung wirkt alle diese Kalenderbetrachtung wie ein bloßes Kinderspiel. Aber woher bekommen wir die Klarheit, den Einblick, die richtige Form, auf die Kolumbus-Tage unseres Lebens zu achten, die säkularen Tage von Gottes Geschichte mit uns Menschen zu feiern? Im wirklichen Leben müssen sie unvorhersagbar bleiben, und doch müssen sie als zeitbessernde Tage gefeiert und geehrt werden. Als ich meinen eigenen Vater und meinen Schwiegervater selber beerdigen mußte, konnten mir die bisher üblichen Formen nichts

¹ 1962 ist er zum »Veterans Day« für alle früheren Kriegsteilnehmer aller Kriege abgesunken.

sagen. Jede Liebesgeschichte ist ohne Klischee, oder sollte es sein.

Dafür hat Shakespeare ein großes Beispiel hinterlassen. Das höchste liturgische Wunder des gesamten Kirchenkalenders ist die Liturgie des Sonnabends zwischen Karfreitag und Ostern. Dabei dürfte ziemlich unbekannt sein, daß an diesem Sonnabend die Trennung von Welt und Kirche wegfällt. »O, glückliche Schuld, die solch einen Erlöser erfand!« singt der Priester. So ist an diesem Tag die Trennung zwischen Sünder und Heiligem gefallen, und in diesem Gefühl allgemeinsten Geltung wird die Osternacht als die Nacht der Nächte begrüßt. Siebenmal wird von dieser Nacht ausgesagt, daß ein Wunder nach dem anderen stattfinden solle. Adam und Eva versöhnen sich, Israel verläßt Ägypten, Juden und Heiden vereinen sich, und das alte Israel – das ist der Höhepunkt – ist zur bestimmten Stunde eins mit dem neuen Israel. Auf diesem Erbe des großen Ostersonnabends – »o vere beata nox« ertönt in Abwandlung achtmal – hat Shakespeare aufgebaut. Shakespeares »Kaufmann von Venedig« öffnet die greuliche Kluft zwischen Juden und Christen. Aber am Ende bedeutet das für Lorenzo und Jessica, die jüngere Generation, wie es auch im »Sturm« und »Wintermärchen« anmutig zugestanden wird, die Erfüllung der Harmonie über die Kluft zwischen den Älteren hinweg. Eben diese beiden Liebenden, Lorenzo und Jessica, beherrschen den fünften Akt des »Kaufmanns von Venedig«, und ich möchte in Ihnen die Erinnerung an die unübertrefflichen Zeilen von der Sphärenmusik im süßen Mondlicht beschwören. Soweit erinnern Sie sich alle wohl. Aber die schönen Worte Lorenzos und Jessicas am Tag ihrer Erfüllung, ihrem »zeitvollendenden Tag«, stammen doch aus einem größeren Kalender. Siebenmal preisen sie diese Nacht, und diese Segensworte sind eine meisterhafte Übersetzung der großen Sonnabendliturgie der Osterwache in das Säkulare.

Lorenzo: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte

sagen. Jede Liebesgeschichte ist ohne Klischee, oder sollte es sein.

Dafür hat Shakespeare ein großes Beispiel hinterlassen. Das höchste liturgische Wunder des gesamten Kirchenkalenders ist die Liturgie des Sonnavends zwischen Karfreitag und Ostern. Dabei dürfte ziemlich unbekannt sein, daß an diesem Sonnavend die Trennung von Welt und Kirche wegfällt. »O, glückliche Schuld, die solch einen Erlöser erfand!« singt der Priester. So ist an diesem Tag die Trennung zwischen Sünder und Heiligem gefallen, und in diesem Gefühl allgemeinsten Geltung wird die Osternacht als die Nacht der Nächte begrüßt. Siebenmal wird von dieser Nacht ausgesagt, daß ein Wunder nach dem anderen stattfinden solle. Adam und Eva versöhnen sich, Israel verläßt Ägypten, Juden und Heiden vereinen sich, und das alte Israel – das ist der Höhepunkt – ist zur bestimmten Stunde eins mit dem neuen Israel. Auf diesem Erbe des großen Ostersonnavends – »o vere beata nox« ertönt in Abwandlung achtmal – hat Shakespeare aufgebaut. Shakespeares »Kaufmann von Venedig« öffnet die greuliche Kluft zwischen Juden und Christen. Aber am Ende bedeutet das für Lorenzo und Jessica, die jüngere Generation, wie es auch im »Sturm« und »Wintermärchen« anmutig zugestanden wird, die Erfüllung der Harmonie über die Kluft zwischen den Älteren hinweg. Eben diese beiden Liebenden, Lorenzo und Jessica, beherrschen den fünften Akt des »Kaufmanns von Venedig«, und ich möchte in Ihnen die Erinnerung an die unübertrefflichen Zeilen von der Sphärenmusik im süßen Mondlicht beschwören. Soweit erinnern Sie sich alle wohl. Aber die schönen Worte Lorenzos und Jessicas am Tag ihrer Erfüllung, ihrem »zeitvollendenden Tag«, stammen doch aus einem größeren Kalender. Siebenmal preisen sie diese Nacht, und diese Segensworte sind eine meisterhafte Übersetzung der großen Sonnavendliturgie der Osterwache in das Säkulare.

Lorenzo: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte

und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
erstieg wohl Troilus die Mauern Trojas
und seufzte seine Seele zu den Zelten
der Griechen hin, wo seine Cressida
die Nacht im Schlummer lag.

Jessica: In solcher Nacht
schlüpft' überm Taue Thisbe furchtsam hin
und sah des Löwen Schatten eh' als ihn
und lief erschrocken weg.

Lorenzo: In solcher Nacht
stand Dido, eine Weid' in ihrer Hand,
am wilden Strand und winkte ihrem Liebsten
zur Rückkehr nach Karthago.

Jessica: In solcher Nacht
las einst Medea jene Zauberkräuter,
den Aeson zu verjüngen.

Lorenzo: In solcher Nacht
stahl Jessica sich von dem reichen Juden
und lief mit einem ausgelaß'nen Liebsten
bis Belmont von Venedig.

Jessica: In solcher Nacht
schwor ihr Lorenzo, jung und zärtlich, Liebe
und stahl ihr Herz mit manchem Treugelübd',
wovon nicht eines echt war.

Lorenzo: In solcher Nacht
verleumdete die art'ge Jessica,
wie eine kleine Schelmin, ihren Liebsten,
und er vergab ihr.

Von Anfang an, als ich diese Analogie entdeckte, schien mir unmöglich, daran zu zweifeln, daß die beständig wiederkehrende Formel: »diese Nacht« des großen Sonnabends die beständige

Wiederholung von »diese Nacht« im »Kaufmann von Venedig« eingegeben hat. Die Liturgie hat nicht eine Nachahmung veranlaßt – das bitte ich wohl zu bedenken, sondern sie hat als Eingebung, als großes Modell gewirkt. Der unermüdliche Abel Lefranc hat dies wohl bewiesen (in seinem großartigen »Sous la masque de Shakespeare«). Die zeitbessernden Tage unseres Lebens –, wir können sie noch immer erleben, feiern, verherrlichen, wie es Shakespeare uns nahelegen scheint, im Lichte des größten Tages aller Tage: »Seht das Wunder der Zeit / durch Gottes Opfer vollendet.« Und in diesem Lichte wird unsere Zunge ihre eigene Hymne anstimmen, an unseren zeitbessernden Tagen.

Den Weg, den Shakespeares Genie durch die Liturgie geführt wurde, kann jeder Mensch von Geschmack am besten selbst auskosten. Aber auch der Verlust, der bei jeder bloß »poetischen« Übersetzung der Heiligen Schrift eintritt, wird hier deutlich. In der Liturgie ist es siebenmal wirklich ein und dieselbe Nacht, während in ihrem Widerschein bei Shakespeare die Aufzählung von sieben Nächten künstlich aufgebaut ist. Es mußten nach der liturgischen Weise sieben sein, aber die weltlichen Traditionen konnten nicht wirklich vereinheitlicht werden, während z. B. das jüdische Passahfest und das christliche Ostern wirklich aufeinander zuführen.

Vergleichen Sie selbst! Dann lassen Sie den mächtigen »Kalender« Sie in Ihr religiöses, poetisches und akademisches Leben begleiten! Dann soll wie Ezechiels Cherub der Kalender bei Ihnen sein als ein Plural, ein himmlischer Plural, geformt nach Himmel und Erde, nach Zeiten und Orten, unausweichlich, unerbittlich, aber sich gegenseitig erklärend. Mögen Sie in diesem Spektrum der Zeiten zu dem vollendeten Regenbogen Ihrer eigenen dauernden Zeitlichkeit gelangen! Ich habe meinen eigenen Glauben aufgebaut auf das Wort bei Lukas, das dem 5. Kapitel zugesetzt ist, wo der Herr die Mehrheit von »mehr als einem Kalender« einsetzt. Seltsam ist, daß die erste freie Wahl, die uns Christus anbietet, die der Kalender betrifft und daß ebenso dieser Pluralismus geeignet ist, den modernen moni-

stischen Menschen zu verwundern. Wenn Sie, aus dieser Überraschung heraus, zweifeln, ob Shakespeare selbst sich dieser Vorgänge zwischen dem heiligen und dem lyrischen Kalender bewußt war, die er uns vor Augen stellt, lesen Sie Imogens Ausbruch (Cymbeline). Sie nennt ihres Liebhabers Sonette »ganz zur Häresie gewordene Bibelstellen«. Shakespeare, der Dichter der Sonette, wußte nur zu gut, daß himmlische und irdische Liebe unaufhörlich einander aus den gegenseitigen Kalendern borgen, aber ansagen müssen wir diese Zeiten; wir müssen uns die Zeit entbieten. Die Kleider unserer Seelen sind die Tage. Und so soll es bis ans Ende der Welt sein.